

Michaela Schmitt

# Hippie Trail

Auf dem Landweg nach Indien

[www.hippie-trail.de](http://www.hippie-trail.de)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Copyright © Michaela Schmitt  
c/o AutorenServices.de, Birkenallee 24, 36037 Fulda  
Sie finden uns im Internet unter: [www.hippie-trail.de](http://www.hippie-trail.de)

Erste Auflage 2019

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ohne Zustimmung des Autors ist unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Fotos: Michaela Schmitt

Weltkarte mit Reiseroute im Innenteil: Thorben Schmitt

Umschlaggestaltung: Thorben Schmitt, Steve Hübscher, Christian Schuster

Lektorat: Anne-Kristin von Proeck, Frauke Manninga

Korrektur: Christian Hardinghaus

Satz: Thorben Schmitt

Gesetzt aus der Palatino

Druck und Bindung: Booksfactory PRINT GROUP Sp. z o.o.

ISBN 978-3-00-062515-2

Für Esperanza

*There is freedom waiting for you  
On the breezes of the sky  
And you ask, „What if I fall?“  
Oh but my darling  
What if you fly?*

Erin Hanson

# Inhaltsverzeichnis

---

<b>Prolog</b>	11
<b>Ungarn</b>	22
Am Ende der Träume?	
<b>Rumänien</b>	31
Im Garten der Karpaten	
<b>Bulgarien</b>	51
Duft von Freiheit	
<b>Türkei</b>	63
Das Tor zum Orient	
<b>Iran</b>	95
Land der überschwänglichen Gastfreundschaft	
<b>Pakistan</b>	161
Levies - Freunde und Helfer	
<b>Indien</b>	204
Erleuchtung im Paradies	
<b>Epilog</b>	289
<b>Danksagung</b>	299

# Prolog

---

Es ist sieben Uhr morgens und ich fühle mich, als hätte ich bereits einen Zwölf-Stunden-Tag hinter mir. Einfach nur, weil ich beim Aufwachen schon all meine Pflichten im Kopf habe. Gefangen im Alltag, meiner kleinen Welt, in die ich mich selbst eingemauert habe. Ich könnte einfach die Decke über den Kopf ziehen und *Ich bin nicht da* spielen, meinen Wecker an die Wand werfen, um etwas Luft abzulassen – aber werde doch wieder die Zähne zusammenbeißen und arbeiten gehen, wie es von mir verlangt wird.

All das, was mich die letzten vierzehn Jahre mehr oder weniger erfüllt hat, tut es nun nicht mehr. Zweifel schlichen sich ein und jetzt kommt der gnadenlose Zusammenbruch. Erst war es nur der Job, den ich immer mehr in Frage gestellt habe, mittlerweile ist es mein ganzes Leben. Soll es das gewesen sein? Mein Leben könnte trotz der Krise weiter so geradlinig laufen, aber ich sehe sie als Wegweiser für meine Möglichkeiten. Mein Leben sollte sich anders anfühlen. Es ist mein wichtigstes Gut und ich muss gefälligst schauen, dass es mit Freude gefüllt wird. Es muss sich etwas verändern. *Ich* muss mich verändern. Je älter ich werde und je länger ich meinen Beruf ausübe, desto weniger will ich *müssen*. Außer atmen, schlafen und essen zu müssen, möchte ich auch mal nur *wollen* und sonst gar nichts.

Erst war ich happy: Ich habe meine Ausbildung beendet, bin sofort ausgezogen, war froh, endlich Geld zu verdienen und unabhängig zu sein. Die Zwanziger haben mich noch unbeschwert treiben lassen, ich bin nach Feierabend um die Häuser gezogen, war ständig unterwegs. An den Wochenenden habe ich die Nacht zum Tag gemacht.

Die Dreißig hat mich über Nacht ernüchert und ich ziehe meine erste persönliche Bilanz. Genau hier wollte ich eigentlich sein, weil es der gewöhnliche Weg des Lebens ist. Aber kann ich auch so die nächsten dreißig Jahre weiterleben?

Morgens zähle ich die Stunden bis zum Feierabend, montags die Tage bis es endlich wieder Freitag ist. Nur einen Wimpernschlag später ist es Sonntag und ich denke schon wieder trübsinnig an Montag. Die Arbeitstage ziehen sich, sind zäh wie Kaugummi, doch die Jahre der Routine verfliegen rasend schnell. Ich gehe meine Arbeit gewissenhaft, aber immer lustloser an: Buchhaltungen, Lohnabrechnungen, Steuererklärungen, Monatsabschlüsse, das monatliche Controlling. Akkurat und pflichtbewusst in einem seriösen Job. Stets zu Diensten. Das ist sinnlos.

Schon mein ganzes Leben stehe ich unter dem Pantoffel der Pflicht. Erst waren es meine Eltern, die mir eintrichterten, stets folgsam zu sein. Ab dem zarten Alter von sechs Jahren kamen die Lehrer hinzu, mit sechzehn eine Berufsausbildung, die nicht meiner eigenen Wahl entsprach, aber doch so vernünftig ist, und mit ihr ein Vorgesetzter und die Verantwortung für Kunden und Firmen.

Mittlerweile ist es nur noch ein Muss, Geld zu verdienen, und ich verbringe die meiste Zeit meines Lebens damit. Danach fahre ich nach Hause und schaffe es oft nur noch auf das Sofa. Selbst wenn mich die Realität erdrückt, bin ich für gewöhnlich zu erschöpft für die wenigen Fluchtmöglichkeiten, die der Alltag bietet. Obwohl mein innerer Motor auf Hochtouren läuft und sich nicht mehr drosseln lässt, habe ich meinen Antrieb verloren.

Einzig die Leidenschaft zum Reisen und Entdecken hält mich wach. Und das habe ich meinen Eltern zu verdanken. Als Scheidungskind kam ich leider nicht in den Luxus, mehrmals im Jahr in den Urlaub zu fahren. Ganz im Gegenteil. Ich lebte nach der Trennung bei meiner Mutter, verbrachte die Zeit während ihrer Abwesenheit allein zu Hause. Auch mein Vater war gerne unterwegs und hat mich nie mitgenommen. Nur anhand ihrer Erzählungen und Fotos wurde meine Lust zum Reisen geweckt. Mit dem ersten eigenen Geld verbrachte ich die meist nur zweiwöchigen Auszeiten mit meinen Freunden am Strand oder in den Bergen, beim Backpacking oder Zelten. Das waren willkommene Fluchten und meine liebste Ablenkung und Zerstreung.

Wehmütig denke ich an die glücklichen Menschen, die sich nach dem Studium eine lange Auszeit nehmen und viele Wochen oder gar Monate im Ausland verbringen. Mit einem Vollzeitjob ein Ding der Unmöglichkeit. In jedem Menschen schlummert ein Abenteurer. In manchen mehr, in anderen weniger. Ich zähle zur ersten Kategorie. Je mehr ich von der Welt sah, desto größer wurde mein Wunsch, noch viel mehr zu entdecken. Wie gerne würde



ich auch einmal ausbrechen und lange reisen, um wirklich weg zu sein, in ein Land eintauchen und es mit jeder Faser meines Körpers kennenlernen, bei mir ankommen, meinem inneren Kind Gehör verschaffen und dessen unbändige Neugier stillen.

Ich habe das Glück, einen Partner an meiner Seite zu haben, den ich für meine Leidenschaft begeistern konnte. Vor unserer Beziehung hat Thorben kein Interesse für das Reisen gehegt. Man kann einen Menschen nicht dazu überreden, aber man kann Sehnsüchte aus dem Innersten herauskitzeln. Auf der Suche nach der für uns passenden Art zu reisen, hat sich mit der Zeit die Liebe zum Zuhause auf Rädern abseits der ausgetretenen Pfade herauskristallisiert. Unabhängig und spontan sein, nicht wissen, was der Tag bringt und wo er endet. Über Land fahren, weil der Weg das Ziel ist. Immer mehr reift der Gedanke in uns, nicht nur ein bis zwei Wochen, sondern lange unterwegs zu sein, und gleichzeitig sprechen wir es aus: „Lass uns den Hippie Trail nach Indien fahren.“ Ein Mythos und die Mutter aller Roadtrips. Wir wissen nichts – aber wir wollen es tun. Wir wollen den Spuren der Blumenkinder folgen, fremde Länder und ihre Menschen kennenlernen, uns ein eigenes Bild von der Welt machen.

Ich müsste einfach nur den Job hinschmeißen. Keiner kann mich daran hindern, nur meine eigene Mutlosigkeit, die Grenzen im Kopf und der imaginäre erhobene Zeigefinger meiner Kindheit: „Denk an deinen Lebenslauf. Willst du ihn dir ruinieren?“ Ich werde immer mehr zum Produkt meiner Vergangenheit: ein Kind von dominanten

Eltern, die mein Leben und meine Entscheidungen bestimmt haben und immer das Sagen hatten. Sie folgten stets gewissenhaft ihrem selbst erwählten Schicksal, ertrugen still die Jahrzehnte im ungeliebten, aber vernünftigen Job und verdrängten alles andere. Das Bankkonto füllen, auf das Wochenende, den nächsten Urlaub warten und alle Hoffnungen in den Beginn der Rente setzen: Genau so hat man es mir beigebracht. Und ich kann es nicht leugnen, die unbewussten Mechanismen lenken und formen mich.

Ich bin ebenfalls zu einer Schauspielerin geworden. Ich habe nie gewagt, einfach so zu sein, wie ich war, sondern mich immer so verhalten, wie man mich haben wollte, wie ich glaubte, sein zu müssen. Aber immer mehr wird mir bewusst, dass ich nicht mehr so sein will. Ich möchte mich nicht damit abfinden, möchte nicht altern vor der Zeit, und irgendwann eine traurige Frau im Spiegel anblicken, die all ihre Träume und Chancen im Stillen begraben hat. Ich muss mir ein wenig die Hörner abstoßen, mich selbst kennenlernen, herausfinden, was Freiheit bedeutet, durch das Reisen meine Sehnsucht vom Reisen kurieren und durch die Erfahrung gelassener werden, bevor ich ins Erwachsenenleben zurückkehre, bevor die Verzweiflung zur Resignation wird und mein letztes Feuer auffrisst. Die Dämonen besiegen. Danach herrscht hoffentlich Klarheit, die unbändige Neugierde sollte gestillt und mein Kopf wieder frei sein, bereit, auf das Ticken meiner biologischen Uhr zu hören und mich endgültig festzulegen. Bereit für die familiären Zwänge des Lebens: Verantwortung, Verpflichtungen und Verstrickungen aus einem Job auf

Lebenszeit, Kindern, Bausparvertrag und Eigenheim. Ein Netz, das einen nach und nach einwickelt und aus dem dann so schnell kein Entrinnen mehr möglich ist.

Der Gedanke an Indien lässt mich nicht mehr los, lauert in den Schatten meines Verstandes wie ein hungriger Wolf. Immer öfter bringe ich es zur Sprache, erinnere Thorben an unser Vorhaben, aber wir schaffen den Absprung nicht. Und dann werde ich krank. Es passiert nach einem einwöchigen Tauchurlaub, in dem ich keine Entspannung finden konnte, stattdessen an den stetigen wachsenden Berg Arbeit während meiner Abwesenheit dachte. Ich kann nicht mehr essen, nicht mehr schlafen, zittere am ganzen Leib. Stehe unter Leistungsdruck, ständiger Anspannung und Unzufriedenheit.

Am ersten Arbeitstag kann ich nicht mehr aufstehen, schleppe mich zum Arzt mit der Angst, einen Herzinfarkt erleiden zu müssen. Er erklärt mir, dass sich mein seelischer Zustand körperlich auswirkt. Ich habe mein Leid unbewusst verschoben, weil ich es sonst nicht weiter ausgehalten hätte. Ich werde krankgeschrieben, rufe meinen Arbeitgeber an und kläre ihn ehrlich über die Situation auf. Geprägt vom Leistungsdenken des Kapitalismus, die Effizienz immer weiter zu steigern, mit nichts und niemandem jemals zufrieden zu sein und dem Antrieb, Wohlstand anzuhäufen, hat für ihn Schwäche keinen Platz und ein Geschäftsführer eines großen Konzerns kein Verständnis. Wieder gesund erwartet mich eine fristlose Kündigung. Erst bin ich geschockt, dann nur noch erleichtert.

Reisen birgt keinen finanziellen Gewinn, ganz im Gegenteil, aber die Dinge, die das Leben lebenswert machen, sind doch am meisten wert. Und im Grunde gebe ich nichts auf, sondern gewinne unendlich viel dazu. Jeder ist ersetzbar und an meinem Schreibtisch wird bald ein anderer sitzen.

Die verlorene Zeit kann ich nicht mehr zurückgewinnen, aber mir bleibt noch die Gegenwart und diese letzte Chance. Also warum nicht? Endlich bin ich frei. Mit einer Kiste voller persönlicher Dinge unter dem Arm, die mir meine Arbeitskollegin wortlos in die Hand gedrückt hat, stehe ich vor Thorben und setze ihm die Pistole auf die Brust: „Jetzt oder nie! Lass uns losfahren.“ Thorben ist selbstständiger Webentwickler und seine Kunden können die Entscheidung, einfach verschwinden zu wollen, nicht verstehen. Sie lassen sich aber auf ein halbes Jahr ohne seine Hilfe vertrösten und versprechen, ihm die Treue zu halten. Viel länger können wir eh nicht weg, da wir für unser Haus Miete bezahlen müssen und während unserer Reise kein Einkommen haben. Er wäre auch ohne diese Zusage losgefahren, aber mit der Sicherheit im Gepäck fällt es ihm leichter. Die Existenzangst als Selbstständiger ist bei ihm allgegenwärtig. Aber auch Thorben hat viel Zeit im Büro verbracht und ist schlichtweg überarbeitet.

Die wichtigste Anschaffung für unsere Reise ist zunächst ein Fahrzeug und schon beim ersten Klick in die Verkaufsanzeigen eines Internetportals finden wir einen beige-grünen Mercedes L 319: Knapp fünfzig Jahre alt, ab 1962 in der Flugsicherung in Zürich im Einsatz, dann zum

Wohnmobil umgebaut. Die heimelige Ausstattung in Hellblau, Gelb und Mintgrün ist noch original aus den siebziger Jahren erhalten. Die winzige Küchenzeile besteht aus kleinen Regalen mit Schiebetüren, einem Kühlschrank und einer Gaskochplatte, gegenüber befindet sich ein kleines, separates Badezimmer. Kleine Schränkchen aus Metall dienen der Unterbringung von Kleidung. Vor den Fenstern hängen bestickte Vorhänge und die gegenüberliegenden Sitzbänke im hinteren Teil können mit wenig Aufwand zum Schlafen umgeklappt werden. Ordentlich Stauraum haben wir im unteren Teil des Busses und ein Wassertank unter dem Dach sorgt für ein gewisses Maß an Autonomie. Von Autos haben wir überhaupt keine Ahnung, deshalb ist allein das äußere Erscheinungsbild der Grund, warum wir uns dafür entscheiden. Der Verkäufer sieht uns ungläubig an, als wir von unseren Plänen erzählen und den Kaufvertrag unterzeichnen. Wir haben vollstes Vertrauen in den alten Bus, der seine beste Zeit schon lange hinter sich hat, und positives Denken ersetzt das fehlende Wissen. Und genau diese Blauäugigkeit beschert uns bei der Überführung nach Hause keine fünfzig Kilometer später festgefahrene Bremsen.

Wir lassen uns impfen, besorgen eine Auslandskrankenversicherung und einen Internationalen Führerschein. Für die Vorbereitungen bleibt nicht viel Zeit und ich denke, das ist auch gut so. Wir hätten uns sonst monatelang die Köpfe zerbrochen und alles haarklein geplant, um bloß jedes Risiko auszuschließen. Als im September 2010 endlich die Visa für den Iran, Pakistan und Indien in den

Pässen kleben, gibt es ein großes, fröhliches Fest. Ein letztes Mal sehen wir unsere Freunde und feiern mit ihnen einen fränkischen Abend mit Brot, Wurst, Käse und Bier. Manche haben Angst um uns, können nicht verstehen, warum wir solche Gefahren eingehen. Andere haben zur Verwirklichung keinen Mut. Einige hätten auf so eine Reise überhaupt keine Lust und können nicht nachvollziehen, warum wir so unser Geld verschleudern. Aber sie unterstützen Thorben und mich trotzdem, freuen sich für uns. Verabschieden uns mit Umarmungen, aufmunternden Worten und vielen Tränen. Dann streicheln wir zum letzten Mal unsere Katzen und übergeben den Haustürschlüssel an unseren Freund Markus, der während unserer Abwesenheit bei uns wohnt, sich um die Post kümmert und die Tiere versorgt.

Unser Bus ist vollgestopft und sieht von innen aus wie ein Umzugswagen. Wasser- und Benzinkanister, Schlafsäcke, Decken, Kisten und Tüten voll mit Werkzeug, Medikamenten, Winter- und Sommerkleidung sowie eine extra Garnitur als *Borderdress*. Wir wollen schließlich bei den Grenzbeamten einen guten Eindruck machen. Außerdem packen wir notwendige Papiere, Bedienungsanleitungen, Computer, Kameras und viele, viele Bücher ein. Unsere Vorräte bestehen aus haltbarer Milch, Nudeln, Reis, fertigen Soßen, Schwarzbrot und Wurst in Dosen, Lebkuchen und fränkischem Bier – und jeder Menge Vorfreude. Es gibt hier und da noch etwas zu schrauben, einen Brief zu beantworten – und eigentlich findet sich immer ein Grund, die Abfahrt zu verschieben.

„Heute beginnt der Rest unseres Lebens“, sage ich zu Thorben. Wir lassen alles stehen und liegen, halten uns nicht groß mit Einräumen auf, sondern drehen den Zündschlüssel herum und fahren einfach los. Wir werden sehen, wie es sich entwickelt, starten unbekümmert und unwissend, jung, naiv, unverwundbar und neugierig in ein unbeschwertes Abenteuer und werden all meine Ersparnisse, die mir bisher so viel Sicherheit gegeben haben und sich jetzt im wahrsten Sinne des Wortes auszahlen, verjubeln.





Ungarn





Als der dichte Wald des Bükk, Ungarns größtes zusammenhängendes Waldgebiet, die untergehende Sonne und mit ihr die letzten Strahlen gnadenlos verschluckt, geben wir auf. Gemächlich im eigenen Wohlfühltempo auf Landstraßen unterwegs, ohne die Höchstgeschwindigkeit des Oldtimers von 80 km/h auszureizen und gehetzte Fahrer auf der Autobahn zu behindern – wir sind ja nicht auf der Flucht –, beginnt wie jeden Tag am späten Nachmittag die Stellplatzsuche. Da die Saison beendet ist, gibt es keine offenen Campingplätze mehr und wir campen wild. Wir sind auf uns alleine gestellt, dem Unbekannten ausgeliefert, müssen lernen, anderen zu vertrauen, und an das Gute im Menschen glauben. Unser erster Plattfuß hat die Planung durcheinandergebracht. Wir bekamen am Straßenrand einen Schnellkurs im Reifenwechseln und Schlauchflicken und die Fahrt endet heute in Schräglage im Bankett der holperigen, schmalen Kiesstraße. Die Herbstkälte hat in der Nacht Tautropfen entstehen lassen und sich auf die Wiesen und Wege gelegt. Schon früh am Morgen sind wir bereit, weiterzufahren, der Motor ist warmgelaufen, doch die Reifen drehen durch. Wir stecken fest. Thorben gibt Gas, versucht, den Bus durch Aufschaukeln in Schwung zu bringen, bis ein Krachen aus dem Motorraum den Mercedes schlagartig verstummen lässt. Wir blättern in der Reparaturanleitung von Mercedes, die mit umfangreichen Ausführungen für ausgebildete Kfz-Mechaniker ausgestattet ist, und klappen sie wenig später wieder zu. Keinen Deut schlauer.

Eine kleine gelbe Plastikkarte wird nun über unser Schicksal entscheiden. In weiser Voraussicht haben wir

beim ADAC eine Plus-Mitgliedschaft abgeschlossen. Damit wird vor Ort repariert, wir werden europaweit mit Ersatzteilen versorgt, in eine Werkstatt geschleppt oder das Fahrzeug bei Totalschaden gar zurück nach Deutschland befördert. Das ist unser Joker bis in den Iran. Wir wählen die Servicenummer und begrüßen zwei Stunden später einen kleinen mobilen Werkstattwagen. Der ältere, erfahren wirkende Mann verschwindet mit einem fachmännischen Blick bis zum Rumpf im übersichtlichen Motorraum. Er vermutet einen defekten Anlasser, überprüft den neuen Vergaser, taucht kopfschüttelnd wieder hervor, zuckt die breiten Schultern, zeichnet ein Kreuz in die Luft und sagt nur: „*Totál káros*“, was keiner weiteren Übersetzung bedarf. In diesem Moment wird auch der Rest meiner verbliebenen guten Hoffnung komplett zerstört. In mir reift die Gewissheit, dass die Entscheidung, einen fünfzig Jahre alten Bus rein nach dem Aussehen gekauft zu haben, sich nun rächt und der Roadtrip sein vorzeitiges Ende gefunden hat.

Ich erinnere mich noch ganz genau an die Worte meines besten Freundes, einem gelernten Kfz-Mechaniker, als ich ihm vor der Reise stolz das Fahrzeug präsentierte, das uns bis nach Indien bringen soll. „Schau Michi, das ist unser Bus. Ist er nicht cool?“ „Ich weiß nicht, ob das cool oder eher optimistisch ist“, war seine kurze, ernüchternde Antwort. Es folgte eine zehrende Suche nach einer Werkstatt, die sich dem Oldtimer annehmen wollte, danach eine Ersatzteilsuche wie nach der berühmten Stecknadel im Heuhaufen. Mit neuen Bremsen und Filtern fuhren wir nach Hause – und kamen siebenhundert Meter



weit. Die Benzinpumpe hatte den Geist aufgegeben. Und einen Tag vor der eigentlichen Abfahrt noch der Vergaser.

Wir hatten uns vorgenommen, so lange Richtung Osten zu fahren, wie der Bus hält. Und falls er derart kaputt ginge, dass eine Reparatur zu viel Aufwand machen würde oder zu teuer wäre, wollten wir ihn einfach stehen lassen und anders weiterkommen. Aber jetzt schon? Nach nur einer Woche und 1197 Kilometern? Wir sind ganz am Anfang und schon am Ende. Es ist nicht nur Wut über die eigene Dummheit, die sich wie dunkle Gewitterwolken über mein Gemüt legt, und Traurigkeit wegen eines Traums, der in seiner zarten Blüte geplatzt ist, sondern auch die sich einschleichende Scham vor der Reaktion unserer Freunde, die zwar gehofft, aber nie wirklich an den Erfolg des Unternehmens geglaubt haben.

Während an dem Bus geschraubt wird, liege ich mit meiner Kamera auf der Sitzbank und gehe die Fotos durch, die ich in unserer ersten Reisewoche geschossen habe. Es darf einfach noch nicht vorbei sein! Die vergangenen Tage in Tschechien und der Slowakei waren ein Traum. Altweibersommer. Wir waren sofort von der lieblichen Landschaft fasziniert: blauer Himmel, sattgrüne Wiesen und Alleen von erntebereiten Apfelbäumen, die die Landstraße säumten. Wir haben das mittelalterliche Städtchen Český Krumlov in Südböhmen mit seinen engen Gassen und bunten Häusern und der mehrstöckigen Mantelbrücke besucht, die den Burggraben des Schlosses mit riesigen Bögen überspannt. Wir überquerten eine Flussschleife der

Moldau. Endlose Hopfenfelder verdeutlichten die große Leidenschaft der Tschechen: das Brauen und Trinken von Bier, das laut eigenem Bekunden das beste der Welt sein soll. Die Straße von Budweis zum kleinen Städtchen Telc führte uns durch eine reizvolle, hügelige Wald- und Wiesenlandschaft, durch von Industrie und sozialistischen Bauten geprägte Städte und teilweise verlassene, verfallene Dörfer. Wir sahen zahlreiche Seen und Bäume mit ihrer spektakulären Herbstfärbung, hinter denen sich das tschechische Kleinod Telc versteckte, das sich komplett aus dem Mittelalter in die Gegenwart hinüberretten konnte. Als ich dann an einem der nächsten Tage wie so oft über die Kopfsteinpflaster der sonnendurchfluteten Gassen der Altstadt spazierte, stand ich plötzlich wie in einer erhabenen Theaterkulisse. Um einen langgezogenen Marktplatz gruppierten sich die schönsten pastellfarbenen Häuser im Stil der Renaissance und des Barock, die man sich vorstellen kann. Wir fuhren durch den malerischen Mährischen Karst und die unverbaute Gegend der weißen Karpaten, die eine natürliche Grenze zur Slowakei bilden. Beim Anblick ihrer Täler brauchte es keine große Fantasie, um sich vorzustellen, wie hier jahrhundertlang die Hirten friedlich gelebt haben. Wir passierten Burgen und Schlösser, von denen es in der Slowakei mehr als genug gibt, und sind nun am nordöstlichsten Zipfel von Ungarn gestrandet. Doch wir werden unter Palmen liegen. Das steht fest. Wie wir jetzt an unser Ziel gelangen, steht aber noch in den Sternen.

Ein Jubel reißt mich aus meinen Gedanken. Thorben 6ffnet die Tür und hält mir einen kleinen orangefarbenen



Becher vor das Gesicht. „Wir haben das Übel gefunden. Die Verteilerkappe ist durch die Erschütterungen gebrochen und dadurch ist die Zündfolge im Motor defekt.“

„Esperanza“, sage ich laut in die Stille hinein. Thorben blickt mich fragend an. „Esperanza soll sie heißen.“ Reisende pflegen ihren Fahrzeugen Namen zu geben. Und was passt besser zu der alten Dame als das spanische Wort für Hoffnung?

Mit unserem soeben getauften Mercedes rollen wir durch das Tor zur großen ungarischen Puszta. Und da ist es wieder: dieses Kribbeln im Bauch. Reisefieber. Wenn man einfach fährt, nur noch sieht, was vor einem liegt, das Gefühl hat, voranzukommen, und nicht mehr zurückblickt. Thorben lenkt den Bus durch die schier endlose Steppe, Rinder- und Pferdeherden ziehen umher, Landwirte bearbeiten ihre Felder. Vereinzelt sieht man einen alten Ziehbrunnen, der die Tiere mit Wasser versorgt.

Vor uns liegt der Grenzübergang nach Rumänien. Wir nehmen die saubere und ordentliche Kleidung aus dem Schrank und gehen den obligatorischen Klamottenwechsel an. Anschließend holen wir ein letztes Mal kräftig Luft, bevor wir in uns unbekannte Länder abtauchen.









# Rumänien

ACI EU MĂ ODIHNESC  
POP GRIGORE MĂ NUMESC  
MIE MI PLĂCUT TRACTORU  
CU STICLA SĂM STÎN PĂR DORU  
AM ÎNTE TOT SÎN PĂR T  
PĂTĂ MĂ MĂ LAS AT  
PĂTĂ SĂ PUSI SĂRĂ MĂ M  
TÎNĂR SĂM LAS VIATA  
MOARTE TÎNĂR MĂ LUDAI  
LA 33 DE AI